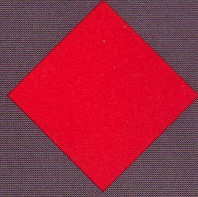


Zwischen Nationalstaat und
multikultureller Gesellschaft



Einwanderung und
Fremdenfeindlichkeit in der
Bundesrepublik Deutschland



Herausgegeben
von Manfred Heßler



Hitit

Fremdenfeindliche Gewalt in deutschen Städten, Erfolge der rechtsextremen Parteien bei Landtagswahlen – Bundesrepublik, quo vadis? Erst spät beginnt die politische Elite des Landes zu begreifen, welche Entwicklung hier in Gang gekommen ist und wie notwendig es ist, Angriffen auf Minderheiten von Anfang an entschieden zu begegnen.

In den Beiträgen dieses Sammelbandes befassen sich Politiker, Schriftsteller und Wissenschaftler von unterschiedlichen Standpunkten und Perspektiven aus mit dem Thema Einwanderung und Fremdenfeindlichkeit in der Bundesrepublik Deutschland. Dabei wird auch auf historische Wurzeln von Fremdenfeindlichkeit Bezug genommen, ohne die ein Verständnis der Thematik oberflächlich bleibe. Die Notwendigkeit der Integration bisheriger und zukünftiger Einwanderer macht es erforderlich, sich mit dem überlieferten ethnisch-völkischen Verständnis von Staat und und Gesellschaft auseinanderzusetzen und und trennende Schranken zu überwinden.

Dieser Band enthält Beiträge von: Liselotte Funcke, Lutz Hoffmann, Fritz Franz, Dieter Oberndörfer, Frank-Olaf Radtke, Michael Fritsche, Werner Bergmann, Manfred Heßler, Eva-Maria Elsner, Lothar Elsner, Heidemarie Beyer, Freya Klier, Ute Gerhard, Rolf Meinhardt, Winfried Schulz-Kaempf, Anton-Andreas Guha
Manfred Heßler, geb. 1951, studierte Soziologie an der Freien Universität Berlin und ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Pädagogischen Zentrum Berlin und Lehrbeauftragter an der Fachhochschule für Verwaltung und Rechtspflege Berlin. Er beschäftigt sich seit mehreren Jahren mit dem Thema Ausländerpolitik, Integration von Einwandererkindern und Vorurteile; Untersuchungen zur Arbeitsmigration sowie zur Delinquenz ethnischer Minderheiten.



Hitit Verlag, Berlin

ISBN 3-924423-16-4

Ausländer rein! (Die DDR-Deutschen und die Fremden)

Freya Klier

Ines, eine schmale junge Frau und Mutter einer vierjährigen Tochter, war seit der Wende bereits zweimal »dran«: Kahlköpfe in Bomberjacken und schweren Stiefeln griffen sie in der Anonymität des Dunkels, rissen ihr das Gesicht auf dem Kopfsteinpflaster blutig, traten und schliffen sie krankenhaussreif. Der Grund: Im Auftrag der Potsdamer Evangelischen Kirche betreut Ines Jugendliche, kümmert sich vor allem um Punker. Das Entsetzen über diese Brutalität verhalte im Regionalen: Kein Einzelfall, Übergriffe solcher Art sind derzeit allerorts zu finden.

Schrag nach oben gerissene Arme, »Sieg Heil«-Gebrüll und Stiefelritte gibt es nicht erst seit der Wende, nicht erst seit gestern werden jüdische Grabsteine mit Hakenkreuzen beschmiert. Doch wurden die Vorfälle stets vertuscht: DAS durfte es einfach nicht geben – in einem Staat, der »Antifaschismus« zum Herzstück der Politik erhoben hatte. Mag sein, daß fehlende Informationen den DDR-Bürgern halfen, aus ihrem Bewußtsein zu verdrängen, daß Ausländerfeindlichkeit und Antisemitismus längst schon zum Alltag zwischen Oder und Elbe gehörten, daß beinahe jedes Städtchen inzwischen eine Skinhead-Szene besaß.

So hatten Krawczyk und ich 1986 in eins unserer (nur in den Kirchen mutiger Pfarrer zu besichtigenden) Theaterstücke auch eine Szene über Rassismus in der DDR eingebaut. Das Stück wurde begeistert aufgenommen, besagte Szene jedoch fiel durch: Rassismus gehöre eher in den Westen, sei nicht DDR-spezifisch, so meinten etliche Zuschauer.

Unser Freund Rahman, ein Mulatte, sah das anders. Von ihm auch wußten wir, daß sich die wenigen farbigen Studenten der DDR im Dunkel nur noch gruppenweise aus ihren Internaten trauten, daß sie nach 22 Uhr keinen Besuch mehr empfangen und pro Stadt jeweils nur eine ihnen zugewiesene Gaststätte aufsuchen durften (und auch dort wurden sie oft gewiesen abgewiesen). Daß vietnamesische und moçambiquanische »Gastarbeiter« in den Betrieben die schwersten Arbeiten verrichten mußten, »Gastarbeiterinnen« unter Abtreibungszwang standen und ein Dunkelhäutiger jederzeit mit Fahrradketten und prügelförmigen Fäusten zu rechnen hatte.

Der Großeinsatz einer Ost-Berliner Fascho-Horde am 17. Oktober 1987 wirbelte endlich den nötigen Staub auf. Mit »Sieg Heil« und »Juden raus aus deutschen Kirchen« hatten etwa dreißig Glatzköpfe die Zionskirche gestürmt, in der soeben die letzten Takte eines Punkkonzertes verhallten. Mit Fahrradketten und abgebrochenen Flaschenhälsen schlugen und stachen sie auf fliehende Punks ein; auf dem Rückzug mischten sie noch schnell den »Schwulenstrich« auf der Schönhauser Allee auf, bevor die Polizei (welche die Kirche längst umstellt, die Skins aber erst mal seelenruhig hingelassen hatte) die Schläger endlich festnahm. Doch blieb der Öffentlichkeit Entscheidendes verborgen. Denn bevor die Skinheads ausgerückt waren, hatten sie gefeiert – den Abschied eines »Kameraden«, der für 10 Jahre zur Armee ging. Nazilieder waren angesagt, sie wurden – bei gediegener Besetzung des Lokals – störungsfrei abgesungen. Totgeschwiegen wurde: Alle Skins waren gut durchtrainiert, die meisten von ihnen Mitglieder der Gesellschaft für Sport und Technik, einer SED-Massenorganisation zur vormilitärischen und wehrsportlichen Erziehung der DDR-Jugend. Die Stammkneipe »Sputnik« wurde klammheimlich geschlossen, die übelsten Schläger abgeurteilt – Vergangenheitsbewältigung à la DDR. Doch fassungslos mußte nun die greise SED-Führung eingestehen, daß der Rechtsradikalismus auch in »ihrem« Staat wucherte wie ein Krebsgeschwür, daß die Bomberjackenstimmung keineswegs nur als Attacke des Klassenfeindes abzutun war. Zu spät wurden Soziologen und Pädagogen auf die Spur nach den Ursachen im eigenen Land gesetzt.

Die stalinistische Herrschaft ist hinweggefegt. Doch das ganze Ausmaß von Rechtsradikalismus, Fremdenfeindlichkeit und scharfem Nationalismus wird erst jetzt sichtbar. Wir kriegten das Übel nur dann zu fassen, wenn wir uns tief zu seinen Wurzeln hinuntergraben, wenn wir unsere eigene verkrustete Geschichte tabulos aufbrechen. Wenn endlich in unsere Köpfe dringt, was vor beinahe einem halben Jahrhundert abgewürgt wurde durch den »verordneten Antifaschismus«, durch einen Kollektivsprung der sowjetzonalen Deutschen – auf die Seite der sowjetischen Befreier. Die Wende von 45 verlief entschieden zu glatt, zwölf Jahre nationalsozialistischer Prägung lösen sich nicht per Kommando in Luft auf. Abgedrängt in die unterste Lade des Bewußtseins, spülte sich ab und zu auch in der DDR Unkontrolliertes herauf, schob es sich auf Zungen, die ansonsten mühelos Auswendiggelerntes wiedergaben.

So war ich 1986 zu Gast auf einem LPG-Fest in Mecklenburg. Es war eine erfrischende, unverkrampte Feier ... mit Bierfaß, Tanz und Tombola. Später, als der Alkoholkonsum und damit auch die Stimmung stieg, ging der Foxtrott in eine verbrüdernde Polonaise über. Und während sich die Schlange durchs Gartengestühl zwängte, spielte die Kapelle plötzlich zum »Polenstädtchen« und zur »Schwarzbraunen Haselnuß« auf. Nicht einer

hielt da im fröhlichen Mitsingen inne – nicht die Melkerin, nicht der LPG-Vorsitzende, nicht der Parteisekretär ...

Durch die rasche Delegation der deutschen Kriegsschuld in die Westzonen Deutschlands blieb jedoch den DDR-Bürgern nicht nur die Aufarbeitung der eigenen Vergangenheit erspart, in ihr Verhältnis zu den sowjetischen Befreiern (den Besatzern) schob sich bald auch eine verhängnisvoll klaffende Lücke zwischen Propaganda und Realität. Die Russen (die einzigen Fremden, die über Jahrzehnte in meiner Heimatstadt Dresden eine relevante Größe darstellten), waren für die meisten Bewohner ungebetene Gäste, die nach Knoblauch stanken, wie die Vandalen hausten und vor denen Frauen möglichst wegzuschließen waren. Diese Ressentiments galten nicht einzelnen, sondern den Russen schlechthin. Ihre Kasernen, gleichmäßig auf die Stadtränder verteilt, wirkten tatsächlich alles andere als anheimelnd: Hinter hohen getünchten Mauern zogen sich Reihen schmutzstarrender Fenster; wo das Glas zerbrochen war, dichtete Zeitungspapier dürrig das Drinnen vom Draußen ab.

Von diesen Kasernen ging stets etwas Bedrohliches aus. Von den Militärfahrzeugen, die sich durchs Tor schoben, den Marschkolonnen. Diese uniformierten Blöcke von Kahlgeschorenen wirkten besonders bedrohlich. Doch sah man in den Block hinein, so hatte der einzelne Soldat eher etwas Scheues. Meist erschrak er, wenn man ihm zulächelte, heftete den Blick auf den Boden und schielte dann aus den Augenwinkeln herüber.

Derartige Blickkontakte waren selten, um Russen machte man möglichst einen Bogen. An den Offizieren und ihren dicken rothaarigen Frauen ging man vorbei, als seien sie Luft – die taten das Gleiche. Es gab keinerlei zwischenmenschlichen Kontakt, keinen Gruß oder nur ein Zunicken, daß man einander als Mitmensch erkennt. Einzig die Kinder mit ihren riesigen Schleifen und den roten Halstüchern erfreuten sich einer gewissen Sympathie.

Daß mit den Russen nicht zu spaßen war, dafür gab es Gerüchte und selbst erlebte Beispiele. So erinnere ich, wie etwa Mitte der 50er Jahre – wir Kinder spielten gerade auf der Straße – eine Nachbarsfrau heranstürzte. Ihr Einkaufsnetz schwenkend, brüllte sie zu ihrem Mann am Fenster hinauf, in den Bäckerladen an der Ecke sei ein Russe eingefallen, stockbesoffen. Er grapsche über die Ladentafel in die Buttercremetorte, die Frauen hätten den Laden fluchtartig verlassen.

Wir Kinder rannten hin. Und sahen schon von weitem eine Menschentraube, die im Halbkreis um einen torkelnden, ständig einknickenden Soldaten herumstand. An seinen Händen, im Gesicht und auf der Uniform klebten tatsächlich Klumpen in rosa und weiß, ein Stück Torte quoll aus der Hosentasche. Der Russe war so sternhagelvoll, daß von ihm keine Bedrohung mehr ausging. Dennoch betrat niemand den Bannkreis. Er fiel,

zog sich am Zaun nach oben und wankte irgendwann los. Im Zickzack steuerte er auf den Weinberg zu, gefolgt von einer Horde Kinder im Fluchtabstand.

Als wir gerade auf halber Höhe waren, kam plötzlich ein LKW den Berg herunter. Ihm entsprangen russische Offiziere, die rasch und wortlos auf den Mann zuingen, ihn brutal mit Stiefeln traten und solange mit Gummiknüppeln auf ihn einschlugen, bis er blutend und reglos am Boden lag. Dann rissen sie den Veschlag des LKW auf und warfen ihn hinein wie einen Kadaver. Alles ging unheimlich schnell – als der LKW weg war, standen wir Kinder wie gelähmt.

Solche Vorfälle durften aber nicht laut erzählt werden. Wer es dennoch tat, lief Gefahr, wegen Sowjetfeindlichkeit verhaftet zu werden. Also tuschelten sie hinter vorgehaltener Hand weiter. Die Antirussen-Stimmung flaute jedoch dadurch, daß man sie verbot und totschwieg, nicht ab. Im Gegenteil – sie wucherte, je mehr sie unterdrückt wurde.

Soweit ich mich erinnere, galten die Russen den Dresdnern nicht als Befreier, sondern als Besatzer – ein Wort, das niemals ausgesprochen, das aber stets gedacht wurde. Den uniformierten Fremden schlug im sächsischen Tal eine kollektive Abneigung entgegen, unter die sich bei Älteren Angst mischte. Wer mit den Russen sympathisierte, war unten durch. So eine Frau aus unserem Nachbarhaus, die hatte nicht nur sympathisiert, sondern gleich fraternisiert: Mit einem Offizier habe sie es getrieben, so hieß es – freiwillig! Der Liaison entsprangen die »Russenzwillinge« – ihr Erzeuger, so hieß es, sei gleich nach Sibirien abgewandert.

Das nun ließ sich schwerer nachprüfen als die Stimmung in der Straße. Da die »Russenzwillinge« selbst zwei pfflige Burschen waren, spielte ihre Herkunft unter uns Kindern schon bald keine Rolle mehr. Die Erwachsenen verfügten da über ein besseres Gedächtnis – stillschweigend wurde die Mutter aus den Reihen der »anständigen Frauen« des Viertels ausgeschlossen. Der einzige in der Umgebung, der unbeeindruckt solcher Stimmungen deutsch-russische Freundschaft übte, war wohl mein Bruder. Regelmäßig zog er hinauf in den Wald, zum Papirossy-Rauchen und um ein Tauschgeschäft abzuwickeln: Aus dem »Magazin«, dem einzigen und streng limitierten DDR-Journal, das in jeder Ausgabe mit einer Nackten aufwartete, riß er nach beendeter Lektüre meines Vaters heimlich die »heiße Seite« heraus und verscherbelte sie für 1 Mark an seine »russischen Kumpels« hinter dem Stacheldraht. Für ihn hatten sie Namen, Gesichter und eine Biographie; er wußte genau, wer von ihnen aus Kasachstan stammte und wer aus der Ukraine. Für die meisten jedoch waren es lediglich Knoblauchfresser, die das verhaßte SED-Regime stützten.

Die Abneigung gegen die Russen stand in schneidendem Kontrast zum offiziellen Sowjetkult. Aus Filmen, Zeitungen, Schulbüchern und auf

Transparenten erreichten uns täglich die Bilder strahlender, am Kommunismus hämmernder Sowjetmenschen. Sie waren groß, stark, (meist blond) und sahen aus wie Sieger. Durch diese Propaganda klappte der Unterschied zwischen den Sowjetmenschen in der Presse und den Russen in der Kaserne so gewaltig, daß ich als junger Pionier eine zeitlang davon überzeugt war, es handele sich hierbei um zwei verschiedene Völker: Die Russen, das waren die kahlköpfigen Marschblöcke in unserer Stadt – die Sowjetmenschen, das waren die fernen Helden, die Hitler besiegt hatten und die nun auf riesigen Mähdreschern einer leuchtenden Zukunft entgegenführten. So, wie die Antirussen-Stimmung der 50er und 60er Jahre von der Partei mit einer dicken Lüge, der »Deutsch-Sowjetischen Freundschaft« zugekleistert wurde, so übertünchte die Partei die Ausländerfeindlichkeit der 70er und 80er Jahre mit der Parole »Solidarität«. Es handelte sich gewissermaßen um einen Schlüsselvorgang, bei dem Propaganda und Realität beträchtlich auseinanderklafften. Dabei wurde nicht nur die tatsächliche Bevölkerungsstimmung verfälscht – eine Annäherung an Sowjetbürger oder an Kulturen der dritten Welt war überhaupt nicht erwünscht. Diese Erfahrung machte unweigerlich, wer es ernst meinte mit dem Brückenschlag:

Mit zunehmendem Alter wuchs unser Schuldgefühl als Kinder von Deutschen, wuchs auch unsere Ratlosigkeit. Daß die Sowjetpropaganda log, war uns inzwischen klar – doch auch die Russenfeindlichkeit bedrückte uns.

Beidem wollten wir etwas entgegensetzen, und plötzlich wurde uns bewußt: Wir kannten ja das Bruderland überhaupt nicht!

Im 11. Schuljahr entschlossen sich daher meine Freundin und ich zu einer Pioniertat: Allen Vorurteilen zum Trotz wollten wir selbst eine Brücke zu den Sowjetmenschen schlagen. Wir beschlossen, nach dem Abitur für ein Jahr durch die Sowjetunion zu reisen, per Zug und Tramp – quer durch die Union. Wir wollten bei denen wohnen, die uns herzlich aufnehmen (wozu hatten wir sonst Russisch gelernt?), wollten mit ihnen arbeiten, ihren Alltag kennenlernen und Tagebuch führen – für einen Reisebericht und für unsere Freunde daheim, die unsere Begeisterung nicht teilen.

In einer Mischung aus Wiedergutmachung und transkaukasischer Lagerfeuerstimmung stellten wir die Route zusammen. Durch den Alai und die Kulundasteppe sollte es gehen, ins Monagebirge und zurück übers westsibirische Tiefland. Und während unsere Mitschüler auf der Unionskarte bereits Verbannungsplätze für uns ausspähnten, bauten wir auf die Unterstützung durch eine Organisation, die sich vor deutsch-sowjetischer Freundschaft fast überschlug: die FDJ. Brieflich trugen wir der Kreisleitung unsere edlen Motive vor und unterbreiteten zugleich das Angebot ei-

nes Reiseberichtes unter dem Motto: »Wie leben die Jugendlichen in der Sowjetunion.«

Schon kurz darauf erhielten wir Antwort – in knappen Worten forderte man uns auf, in der Kreisleitung zu erscheinen. Der Empfang war ein Schock: Ein Blauhemd, die Arme über einer schwartigen Wölbung ver-schränkt, fragte uns, ob wir »noch alle Dassn im Schrang häddn ...«. Dann wurden wir belehrt, daß nur ausgewählte Jugendliche in die Sowjetunion delegiert würden, nur zum Studium oder zum kurzfristigen Jugendaustausch. Wir gehörten nicht zu den Auserwählten. Als uns das Blauhemd dann noch unterstellte, wir wollten uns nur vor »richtiger Arbeit« drücken, flippten wir aus.

Damals befanden wir uns wie viele in dem Irrglauben, Fehlentscheidungen würden aufgrund mangelnder Weitsicht von einzelnen Funktionären gefällt. Was die Partei tatsächlich unter Internationalismus, Freundschaft und Solidarität verstand, schlüsselte sich uns erst nach und nach auf: Parolen, geballte Fäuste und schwingende Hüften waren nicht mehr als Arabesken zu einem Programmpunkt, der nie eingelöst wurde. Denn So-lidarität endete dort, wo es ans Eingemachte ging: Ausländer blieben stets draußen vor der Tür jenes deutschen Staates, der sich »sozialistisch« nannte.

Ein einziges Mal, im Jahre 1973, nahm die DDR eine größere Anzahl chilenischer Familien auf, sie wurden mit großer Wärme empfangen, auch von der Bevölkerung. Doch nachdem die Begrüßungswelle abgeebbt war, erlebten die Latinos deutsche Mentalität pur: Die anfängliche Begeisterung wich zunehmender Gleichgültigkeit, die Chilenen lernten Rassismus ebenso kennen wie Heuchelei und Desinteresse gegenüber ihrer fremden Kultur (die meisten von ihnen kehrten inzwischen nach Südamerika zurück oder wechselten in ein kapitalistisches Land Europas über, die DDR wurde ihnen keine zweite Heimat).

Von diesem einmaligen Akt der Solidarität abgesehen, hielt die SED »ihr« Land von Fremden stets sauber. Die eigene kleine Minderheit, die Sorben, hatte sie von Anfang an geschickt integriert; sie durfte ihre Volks-bräuche leben, ihre Zweisprachigkeit und machte politisch nie Ärger.

Doch je fremder die Mentalität, desto dicker wurde der Riegel vor der Eingangspforte. Der Grund: Hinter der Fassade eines unentwegt beschwo-renen Internationalismus verbarg sich in Wahrheit ein Ordnungssinn, in dem Fremdes keinen Platz hat.

So überschlug sich die SED stets mit Solidaritätsadressen – doch die Schwarzen im eigenen Land? Nein danke. »Gastarbeiter« und eine be-grenzte Anzahl von Studenten – ja. Aber erstens ohne Familie und zwei-tens mußten sie nach Beendigung des Studiums oder des Arbeitseinsatzes das Land sofort verlassen. Verliebte sich also ein afrikanischer Student in

eine deutsche Frau, war vielleicht ein Kind unterwegs und sollte geheiratet werden, so stand den beiden ein jahrelanger nervenaufreibender Kampf um die Genehmigung ihrer Ehe bevor. Die Mürbetaktik hatte einen plausiblen Grund: Bei den meisten erledigte sich die Liebe peu à peu, denn unser Stu-dent mußte sich ja in der Zwischenzeit in seinem Heimatland aufhalten, die Frau durfte ohne Trauschein nicht dahin. Überdauerte das Gefühl aber die »Probezeit«, so durfte das Paar heiraten und auch zusammen leben. Aber nicht in der DDR – wenn schon, dann bitte in Afrika!

So überzeugte der »DDR-Sozialismus« noch nicht einmal jene Studen-ten, die – aus linken afrikanischen Bewegungen zum Studium delegiert – einst voller Hoffnung in Dresden oder Leipzig eingetroffen waren. Die meisten von ihnen kehrten ihrem Gastland nach einer drastischen Lektion in »Internationalismus« den Rücken – als Antikommunist.

Die Solidaritätswalze war einer der zynischsten Ausläufer der SED-Pro-paganda. Ihr Internationalismus war stets ein Bündel von Strategien, das der jeweiligen Tagesaktualität angepaßt wurde.

Aus einem solchen Pragmatismus heraus entdeckte schließlich die Partei auch ihr Herz für Juden. Sammelten wir in der Friedensbewegung 1986 noch Unterschriften, um das Plattwalzen des Jüdischen Friedhofs Berlin-Weißensee zu verhindern (der Friedhof sollte einer neuen Zufahrtstraße für die Könige weichen), so war zwei Jahre später von Zerstörung keine Rede mehr; der Friedhof wurde nun herausgeputzt, auch jiddische Lieder erleb-ten eine Hochkonjunktur – der Führung paßte das Jüdische plötzlich in den Kram. Man hoffierte die amerikanischen Juden, Honecker höchstpersönlich heftete dem Präsidenten des Jüdischen Weltkongresses den »Großen Stern der Völkerfreundschaft« an die Brust. Dabei schielte das Zentralkomitee prestigeheischend nach Washington, es ging um Anerkennung und um Wirtschaftsverträge.

Wir stehen vor einem Scherbenhaufen und haben Bilanz zu ziehen, die Bilanz einer unglaublichen Gesellschaft. Im Jahre 1990 herrscht in den Städten der zerfallenden DDR ein Klima offener Gewalt. Da marschieren Hunderte von Rechtsradikalen im Zentrum der Hauptstadt auf, wird im ganzen Land angegriffen, wer nicht »deutsch« wirkt – und Polizisten sind selten genug zur Stelle. Da splittern Fensterscheiben in den Häusern von Autonomen, in den Notunterkünften der ersten Flüchtlinge aus dem Osten. Bahnhöfe und Tanzgaststätten gelten als Orte offener Gewalt, und die mei-sten Bürger wagen sich im Dunkeln nicht mehr allein auf die Straße.

Jeden kann es treffen, jede: So mußte ich vor kurzem aus einem leeren S-Bahn-Abteil in Richtung Fahrerhäuschen fliehen, nachdem mich ein Pulk mit Springerstiefeln und Bomberjacken als »Judenfoze« ausgemacht hatte; in Sicherheit wähnte ich mich erst, als ich West-Berliner Gebiet er-reicht hatte. Und Rahman hat sich längst nach Amsterdam abgesetzt.

Was unter der Decke schwelte, ist zum Flächenbrand geworden, aus dem anderen Deutschland helfen »Kameraden« mit ihrer Erfahrung beim Zündeln nach. Doch das Gros der Jugendlichen, die nach der Wende nun ganze Internate von Ausländern stürmen .. die Sinti und Roma auf der Flucht aus Rumänien erbarmungslos weiterschlagen in die Flucht nach West-Berlin – sie sind Produkte der DDR-Gesellschaft. Sie sind das Resultat eines staatlichen Antifaschismus, der längst zum Ritual erstarrt war. Der nicht nur Jugendliche nicht mehr erreichte, sondern auch dazu diente, ihre Individualität abzuwürgen. Und – sie sind der aggressivste Ausdruck einer Fremdenfeindlichkeit, die zu allen Zeiten und auf allen Ebenen der DDR-Gesellschaft latent vorhanden war. Sie galt zunächst den Russen, später den Polen, dann den Moçambiquanern, den Vietnamesen. Und nun also auch den Türken, den Roma – und allen anderen Fremden, die nach dem Mauerfall das Land betreten.

Die Wucht, mit der nun Nationalismus, Fremdenfeindlichkeit und Antisemitismus herausbrechen, hat ihre Ursache im Tempo, in dem den Bürgern der DDR die eigene Geschichte wie ein Teppich unter den Füßen weggezogen wird, in der Rasanz, mit der sich zugleich eine neue Gesellschaft über sie stülpt. Schon immer trat die alte Hackordnung in Zeiten großer Irritation und Existenzangst besonders zutage.

Doch explodiert nicht nur die Gewalt Jugendlicher, der brave DDR-Bürger sitzt in seinem Krähwinkel – und fürchtet sich vorm schwarzen Mann. Nie hat er ein Zusammenleben mit anderen Kulturen kennengelernt. Denn über ihren verlogenen Internationalismus schuf sich die SED-Führung eine deutsche Stube, wie sie sich auch ein Gauweiler nicht reiner hätte erträumen können: Die Städte und Gemeinden wurden zu Bereichen der Ordnung und Sicherheit, der deutschen Ordnung und Sicherheit. Fremdes hatte da keinen Platz.

Den Bürgern zwischen Suhl und Kap Arkona steht ein arger Lernprozeß ins Haus: Sie müssen lernen, daß durchaus keine »Beeinträchtigung öffentlicher Ordnung und Sicherheit« vorliegt, wenn demnächst schon türkische Großfamilien zum Picknick auf die Wiese ziehen ... Sie müssen lernen, daß auch Nicht-Deutsche ein Recht auf Arbeit, Wohnraum, Kommunikation und Zuneigung haben. Und wird erst die steife DDR-Familie im Ristorante bei Pizza und Scampi sitzen – statt wie bisher demütig vor dem Stadtrestaurant Schlange zu stehen –, dann könnten durchaus die ersten Steine der inneren Mauer fallen. Der deutsche Ordnungssinn ist also zu allererst in Sugo zu tunken.

Hinein mit den ungebetenen Fremden, die Köche voran!

Mai 1990